

Der eine Glaube in den vielen Sprachen der Weltkirche

Heinrich Heekeren SVD, Rom*

Das Thema lautet: Der eine Glaube in den vielen Sprachen der Weltkirche. Bei seiner Vorbereitung ist mir klar geworden, daß ich damit eine grundlegende Hoffnung zu behandeln habe, die sich mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil von Anfang an verbunden hat. Ich meine die Hoffnung, daß sich durch das Konzil in unserer Zeit das Pfingstwunder erneuern möge und durch das Wirken des Heiligen Geistes wie schon vor 2000 Jahren Völker verschiedener Sprachen die Großtaten Gottes auf ungewöhnlich neue Weisen verkünden, ohne dadurch die Einheit zu gefährden.

Seit dem Konzil sind nun 20 Jahre vergangen, die unterschiedlich gedeutet wurden, wie wir kürzlich bei Gelegenheiten der außerordentlichen Bischofssynode feststellen konnten. Doch gerade die Synodenväter faßten diese Jahre positiv zusammen und erklärten: „Einmütig haben wir das Zweite Vatikanische Konzil als Gnade Gottes und Geschenk des Heiligen Geistes gefeiert, aus dem sehr viele geistliche Früchte in Universalkirche, Teilkirchen und an unsere Zeitgenossen flossen.“ Bezeichnenderweise endet das Schlußdokument mit einem Hinweis auf Johannes XXIII. und wiederholt seinen Wunsch, „es möge in unserer Zeit jenes neue Pfingstfest geschehen“, von dem er sprach. Gegen allen Anschein hat also der Heilige Geist seine Sendung inmitten der Kirchen weitergeführt, die Sendung, „das Kommende zu verkünden und in die Fülle der Wahrheit einzuführen“ (Joh 16, 13).

Wenn wir heute den bedeutsamen Jahrestag des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen begehen, umfaßt unser Blick 75 Jahre, die einen weiteren Beweis dafür bieten, wie wirksam der Geist feste Schemen zerbrochen und neue Wege der Evangelisierung aufgezeigt hat. Wir dürfen die Gründung des Instituts auch mit einem anderen Ereignis in Verbindung bringen, das kurz zuvor stattfand und heute als Bezugspunkt für die ökumenische Bewegung gilt. Ich denke an die Missionskonferenz von Edinburgh im Jahre 1910, von der zahlreiche Anregungen für die Evangelisierung ausgingen.

Hier beschränke ich mich auf die Losung: „The Evangelization of the World in this generation“, sowie die Gründung der International Review of Missions im Jahr 1911. Im gleichen Jahre 1911 wurde dank der Beharrlichkeit von Joseph Schmidlin und anderer katholischer Pioniere der modernen Missionswissenschaft die Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft gegründet, deren 75jähriges Jubiläum ein weiterer Grund für unsere heutige Feier ist.

Ökumenismus und Mission sind klare Erweise für das Eingreifen des Pfingstgeistes in unserer Zeit. Hatte sich die Spaltung als Ärgernis und leidvolles Erbe in der Mission erwiesen, so gewinnt letztere heute wieder an Glaubwürdigkeit durch eine größere Öffnung für die ökumenische Zusammenarbeit.

Natürlich geschieht dies nicht einfach von oben her. Hinzu kommt das Wirken von Menschen, die für das Wehen des Geistes mehr oder weniger aufgeschlossen sind.

Im Zusammenhang mit unserem doppelten Jubiläum interessieren uns vor allem jene Fragen, welche sich mit der Richtung des Missionsbemühens beschäftigen, so daß immer mehr „der eine Glaube in den vielen Sprachen der Weltkirche“ Wirklichkeit wird.

I. Das Zweite Vatikanische Konzil als Erfahrung der Weltkirche

Bekannt ist das Wort Karl Rahners, der das Konzil „den ersten amtlichen Selbstvollzug der Kirche als Weltkirche“ nannte. In einer harten Formulierung beschrieb er die Haltung der Kirche bis damals als die einer „Exportfirma, die eine europäische Religion, ohne eigentlich die Ware verändern zu wollen, in alle Welt exportierte wie ihre sonstige sich überlegen dünkende Kultur und Zivilisation“. Das Konzil gab ihr eine neue Sicht ihrer katholischen Identität.

Es waren dort Bischöfe aus sechs Kontinenten in ihrer Eigenschaft als Nachfolger der Apostel und nicht bloß als Funktionäre der römischen Kurie zugegen und sie zeigten, daß hier „eine Kirche in Tätigkeit und Erscheinung trat, die nicht mehr die Kirche des Abendlandes mit amerikanischen Ausbreitungsgebieten und ihrem Export nach Asien und Afrika war...“. Das alles bewirkte einen qualitativen Sprung im Sein der Kirche. Das Zweite Vatikanische Konzil zerbrach die kulturelle und sprachliche Einheit der westlichen Kirche, und diese öffnete sich für die umfassenden Probleme des Menschen und der Welt. Zum erstenmal in der Geschichte wagte das Lehramt eine positive Bewertung der nichtchristlichen Religionen, und es wurde im Gegensatz zur vorherigen Theologie der Heilsplan Gottes in einer derart universalen Weite verkündet, daß sogar die Voraussetzungen der Missionstätigkeit verändert erschienen. Einen derart qualitativen Sprung hatte es natürlich schon einmal gegeben, als das Christentum den Kreis der jüdischen Kultur durchbrach, um sich in die kulturellen Formen der griechisch-römischen Welt einzufügen.

Es geht, beide Male, um ein Ereignis heilsgeschichtlichen Inhalts, also nicht nur um eines geschichtlich-kultureller Art. Beim Bruch mit dem Judentum können wir uns mit Recht fragen, warum Paulus die Beschneidung und die Beobachtung des Gesetzes aufheben durfte, obwohl darin doch die Garantie für die Kontinuität der gesamten jüdischen Vergangenheit gelegen hatte. Im Wirken Jesu tritt dieser Schritt keineswegs klar hervor. Wir stehen vor einem eigentlichen Bruch, dessen Schlußfolgerungen zum Wesen des paulinischen Evangeliums gehören. Natürlich war die damalige Lage sehr verschieden von der heutigen. Auch kann ein solcher Übergang heute so wenig wie damals Ergebnis eines vorgefaßten Planes sein. Zwei Dinge erscheinen jedoch evident:

zunächst war der Unterschied zwischen dem jüdischen Kulturraum und dem griechisch-römischen nicht größer als der heutige zwischen den westlichen und den afrikanischen und asiatischen Kulturen; zweitens bildet ein solcher Übergang die unerläßliche Voraussetzung für eine wirkliche Katholizität der Kirche in der Zukunft. Was also auf dem Spiele steht, ist die Zukunft der Evangelisierung, ähnlich wie in den Tagen des Paulus und des sogenannten Apostelkonzils.

II. Die Kirche und die „Zeichen der Zeit“

In seinem Einberufungsschreiben von Weihnachten 1961 hatte Johannes XXIII. bereits das Thema von den Zeichen der Zeit eingeführt. In den ersten Abschnitten von „Gaudium et Spes“ lesen wir dann: „Um diese Sendung zu erfüllen – nämlich der Welt im Geist des Dienens wie Jesus entgegenzutreten –, wird es zur ständigen Aufgabe der Kirche, gründlich die Zeichen der Zeit zu erforschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten.“ Gaudium et Spes weiß, daß sie beim Blick auf die großen Probleme der heutigen Menschheit diese Aufgabe „vervollkommen und ergänzen“ muß (Nr. 91).

Die ständige Bezugnahme der Missionstätigkeit auf die konkrete Situation der Welt und der Menschen ist zu einem verpflichtenden „locus theologicus“ für die Kirche geworden. Ja, man kann von einer neuen Weise sprechen, Theologie zu betreiben. Den Ausgangspunkt bilden die Tatsachen, die Geschichte. Man kann sagen, daß nun die Welt die Agenda bestimmt, während die traditionelle Methode von den feststehenden und endgültigen Werten der Offenbarung und der Natur ausgeht. Auf diese Weise gehen „Gaudium et Spes“ und vorher schon „Pacem in terris“ auf die konkreten Probleme ein.

Die Kirche weiß sich in einen immer schnelleren Prozeß einbezogen, dem „der Einzelne kaum mehr zu folgen vermag“. Die Menschheit vollzieht „einen Übergang von einem mehr statischen Verständnis der Ordnung der Gesamtwirklichkeit zu einem mehr dynamischen und evolutiven. Die Folge davon ist eine neue, denkbar große Komplexheit der Probleme, die wiederum nach neuen Analysen und Synthesen ruft“ (GS Nr. 5). Damit wächst auch das Bewußtsein, daß die Geschichte eine religiöse und heilsbezogene Dichte besitzt, weil sich in ihr der Ort und der Raum für die Offenbarung Gottes darbieten, und daß es zwischen dem heilsgeschichtlichen Kairos und der geschichtlichen Zeit eine grundsätzliche Kontinuität gibt.

Der geschichtliche Ablauf ist natürlich gleich, und die dort aufeinander folgenden Ereignisse sind wie Worte eines Satzes, die aufeinander bezogen eine konkrete Bedeutung gewinnen. Nur so gewinnen sie den Charakter von Zeichen im Plan Gottes. Materiell gibt es nur eine Geschichte, freilich mit verschiedenem Sinn und unterschiedlichen Gesetzen.

Christus hat die Zeit des Menschen für die Zeit Gottes geöffnet, und in Ihm wird der Ablauf der Geschichte durch die Kraft des „eschaton“ bestimmt. Die Präsenz dieser Zielrichtung innerhalb der Geschichte macht es möglich, daß diese nicht in Sinnlosigkeit versinkt, sondern offen bleibt für das Endgültige: die Auferstehung und das Reich Gottes. Die Kirche ist das wirksame Zeichen dieses Reiches: sie stellt es im Voraus dar und wirkt mit an seinem Aufbau. Die davon herrührende eschatologische Spannung verhindert, daß die Kirche traditionalistisch oder revolutionär wird. Alles wird von daher relativiert zugunsten des einen Absoluten: des Reiches Gottes.

III. Die Gabe Gottes – von Menschen vermittelt

„Das Evangelium ist gewiß nicht identisch mit den Kulturen, es transzendiert sie vielmehr alle“ – sagte Johannes Paul II. den Bischöfen Zaires im Mai 1980 –, „das Reich aber, welches das Evangelium ankündigt, wird von Menschen gelebt, die tief an eine Kultur gebunden sind; der Aufbau des Reiches kann auf die Elemente der menschlichen Kulturen nicht verzichten.“

Diese Sicht eines Evangeliums, das dynamisch mit der geschichtlichen Entfaltung der Völker und ihrer Kulturen verbunden ist, diese Evangelisierung im Dialog mit allen Menschengruppen darf nicht im allgemeinen und abstrakten verbleiben, sie muß vielmehr konkret angewandt werden. Hier ergeben sich dann die Fragen, Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche.

Eigentlich betrachten wir alle die Substanz des Glaubens als unveränderlich. Auch geben wir zu, daß sich das Göttliche menschlicher Vermittlung bedient. Diese wird natürlich immer begrenzt und verbesserungsbedürftig sein. Daher sagen wir mit „Evangelii Nuntiandi“, daß die Kirche ein „zugleich dunkles und lichtvolles“ Zeichen ist. Seiner Natur nach verhüllt und enthüllt das Zeichen zugleich. Wir stehen vor der bleibenden Dialektik der Identität und Nichtidentität, der Bejahung und zugleich der Überwindung aller ihrer geschichtlichen Konkretisierungen. Mit Recht sehen wir hierin einen wichtigen Zug an der Pilgergestalt der Kirche. Als irdische und menschliche Institution mußte sie in unterschiedlichen Kulturen Gestalt annehmen und mit ihnen einen Weg durch die Geschichte finden, auf dem sie vieles assimilierte, aber auch all das zurückwies, was mit ihrem Wesen unvereinbar war. Aus diesem Grund wird sie „von Christus zu einer dauernden Reform gerufen“ wie das Zweite Vatikanum im Dekret über den Ökumenismus formuliert (Nr. 6). Dazu gehört, daß sie sich in ständig neuen Formen ausdrücken kann und in immer neuen Sprachweisen die Großtaten Gottes verkündigt. Der Ausdruck des Glaubens öffnet sich damit ständig neuen Horizonten, und zwar in dem Maße, wie der Glaube in Kontakt tritt mit anderen Zeiten, Völkern und Kulturen. Die Reform erfolgt darum auf der Ebene der geschichtlich-kulturellen Ausprägung des Glaubens. Mit anderen Worten, der Inhalt dieses Glaubens muß bei diesem Bemühen neu überdacht werden, um den Glauben in möglichst wirksamer Weise anzubieten.

Die Übereinstimmung hört aber dann auf, wenn eine Trennungslinie zwischen der Substanz des Glaubens und seiner historischen Ausprägung gezogen werden soll. Dann hält man nämlich leicht das für wesentlich, was lediglich historische Anpassung ist. Einige verstehen die notwendige und ständige Reform als bloße Anpassung der Sprache, während andere der Auffassung sind, eine Anpassung an die verschiedenen Kulturen sei nicht möglich ohne Neuerungen auch auf dem Gebiet der Inhalte. Das sind zwei verschiedene und auf den ersten Blick entgegengesetzte Deutungen von „Überlieferung“. Ein konkretes Ereignis kann uns helfen, das Problem besser zu verstehen, allerdings ohne es gleich lösen zu können.

Wir singen oder sprechen in jeder Messe das „Agnus Dei“. Es gibt auf New Guinea eine Gruppe von Missionaren, die möchte das Agnus Dei auf melanesische Weise neu formulieren: „Schwein Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser“. Vielleicht sind wir ein wenig betroffen. Wären wir Menschen mit jüdischer oder islamischer Tradition, dann wären wir skandalisiert: das Schwein ist das unreine Tier. Bei uns ist es ein Tier, das mit vielen negativen Assoziationen verbunden ist. In New Guinea ist das Schwein das wichtigste Haustier. Es ist ein Tier, das mit den Ahnen, mit den Geistern, mit den Göttern zu tun hat, ein heiliges Tier. Wenn nach einem Kriege Versöhnung gefeiert werden soll zwischen zwei Stämmen oder wenn man einen Stamm ausweiten möchte auf einen Nachbargrund, dann wird ein Fest gefeiert: Schweine werden geschlachtet, das Fleisch ißt man zum Teil, man hat *communio* im Fleisch des Schweines, und dann hält man sich an die Abmachung.

In Israel gab es das wichtige Lamm. Israel hat nach der Befreiung aus Ägypten und bei der jährlichen Erneuerung des Bundes das wichtigste Haustier geschlachtet, man hat das Fleisch gegessen, und so wurde der Bund erneuert mit Gott und der ganzen Volksgemeinschaft. Diese Tradition ist nicht in Israel geboren, sie ist semitisch, vorisraelitisch, im Vorderen Orient bekannt. Man hat das „getauft“, und das Christentum hat diesen Brauch noch einmal getauft: Christus ist das Lamm Gottes. In ihm haben wir ewigen, unvergänglichen Lohn. Christus ist kein Lamm, er ist auch kein Löwe, wie man manchmal denkt: der Löwe aus dem Stamme Davids – er ist ein Mensch. Trotzdem nehmen wir diese Tiersymbole, die voller tiefer Bedeutung sind, an. Genau das will der Mensch in Melanesien ausdrücken: „Schwein Gottes“, das hinwegnimmt die Sünde der Welt. Das Lamm war den Melanesiern nicht bekannt, als das Christentum dort zum ersten Mal verkündet wurde, das Schwein kannten sie von Anfang an. Was tun? Das ist nicht eine Frage des „Ja“ von seiten der Missionare oder des „Nein“ von seiten der römischen Kurie. Wir alle, wir Missionare, Christen aus dem Westen fühlen uns nicht recht wohl bei diesem Ausdruck.

Wir stehen nicht nur vor der Frage der Übermittlung einer Botschaft, die ihren gesamten Inhalt bereits im Verständnis ihrer jetzigen Träger erschöpft hätte; dann ginge es ja nur darum, die Zahl dieser Träger zu vermehren und

sie zum Verständnis des notwendigen Prozesses einer kulturellen Vermittlung zu befähigen. Nein, eine recht verstandene Evangelisierung wird erlauben, aus dem alten Schatz neue und bis dahin unbekannte Möglichkeiten gerade dann hervorzuholen, wenn man ihn anderen vermittelt und sie auffordert, ihn zur Grundlage eines wahrhaft neuen Lebens zu machen.

Das Zweite Vatikanische Konzil empfahl, jedes bedeutende soziokulturelle Gebiet möge innerhalb seiner kulturellen Gegebenheiten die in der Bibel enthaltene Offenbarung neu zu erarbeiten suchen. Wie denken hier spontan an eine theologische Neubearbeitung, die bereits Gestalt annimmt in Lateinamerika, in Afrika, Indien und Japan. Die Einzelkirchen sind dabei, den Auftrag von „Gaudium et Spes“ zu erfüllen, „nach einer geeigneteren Weise zu suchen, die Lehre des Glaubens den Menschen ihrer Zeit zu vermitteln“ (Nr. 62). Die Aufgabe kommt unter Spannungen und Konflikten voran. Es geht um die normalen Spannungen zwischen dem Zentrum, dessen Anliegen die Einheit ist, und der Peripherie, die sich um jene notwendige Kreativität müht, die einen lebendigen Kontakt des Evangeliums mit der örtlichen Situation ermöglicht; es geht um die Konflikte, die seit den Tagen der Apostelgeschichte diese Lebensvorgänge begleitet haben. Erinnert sei an Gregor den Großen mit seinen Anweisungen für Augustinus von Canterbury (es ist bezeichnend, daß die erste Nummer der Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft vor 75 Jahren in einem ausführlichen Artikel „Die Akkomodation im altchristlichen Missionswesen“ darauf zu sprechen kommt); dann die Brüder Cyrill und Methodius, die in unseren Tagen erneut aktuell geworden sind; Raimundus Lullus mit seiner Bereitschaft zum Dialog mit dem Islam im Mittelalter; Matteo Ricci und Roberto De Nobili, deren Methoden dem Evangelium einen ungewöhnlichen Zugang in China und Indien eröffneten, der freilich wieder verschlossen wurde – zum unabsehbaren Schaden für das Christentum.

Wenn die Geschichte unsere Lehrmeisterin ist, wollen wir uns fragen, ob wir diese Lektion genügend gelernt haben, um dem Geist zu erlauben, feste Schemen aufzubrechen, neue Wege zu eröffnen und die Kirche ständig von Bindungen zu befreien, die sie unbeweglich zu machen drohen? Wird sich Petrus mit den übrigen Aposteln angesichts der immer neuen Situation der Menschheit weiterhin hinterfragen lassen? Oder halten sie nur vorgefertigte Antworten bereit für neue Gestalten eines Cornelius und die Unbeschnittenen unserer Zeit? Werden sie die Kühnheit eines Paulus besitzen (der dem Petrus ins Angesicht widerstand) und von schönen Erklärungen zum Realismus echt pastoraler Anwendungen übergehen?

Hier noch ein Beispiel: Wir haben viele Erklärungen zur liturgischen Inkulturation. Vor einigen Jahren durfte ich Weihnachten in einer Vorstadt Accras in Ghana verbringen. Es war eine schöne Mitternachtsmette, wie ich es von meiner Jugend her gewohnt war. Am Morgen ging ich mit dem Pastor durch die Pfarrei. Auf einem größeren Platz fanden wir eine große Menschenmenge, etwa zehnmals so groß wie die Teilnehmenden bei der Mitternachts-

mette. Es wurde getanzt, gesungen, geklatscht, es war sehr viel Lärm und sehr viel Freude. Ich fragte den Pater: „Was ist das?“ Da sagte er: „Hier feiert eine Sekte Weihnachten. Auch meine Pfarrkinder sind wieder dabei. Jetzt erst fühlen sie sich in ihrem Element, jetzt wird Weihnachten gefeiert, und das kann drei bis vier Stunden dauern.“ Wir haben etwas zugeschaut. Es war interessant und schön, aber irgendwie fühlte ich: so könnte ich Weihnachten nicht leben. Und darum haben wir westlichen Missionare das bisher immer verhindert, die evangelischen, die anglikanischen und die Katholiken. Aber die Sekten spüren die Marktlücke, sie erlauben den Leuten etwas, was ihnen gehört, worauf sie ein Recht haben. Viele Katholiken kommen noch in die Kirche, aber gehen gleichzeitig zu den Feiern der Sekten. Aber wie lange? Das wissen wir nicht. Wir werden sehr viele Menschen verlieren, genauso die Protestanten. Das ist ein Zeichen Gottes.

Grundlegende Vorbedingung für ein Fortschreiten auf diesem Wege wird die Fähigkeit zum Dialog innerhalb der Kirche sein, zumal eines solchen zwischen Zentrum und Peripherie. Die Schwierigkeiten eines derartigen Dialogs – jetzt was Zentrum und Peripherie angeht –, freilich auch seine positiven Früchte, wurden bei der Diskussion um die Befreiungstheologie sichtbar, die ja nichts anderes ist als der Versuch einer kulturellen Übersetzung des sogenannten Glaubensdepositums in eine besondere Situation hinein. Ein positives Element ist zweifellos die Rolle, die man den Einzelkirchen zuerkennt bei „der unterschiedlichen Anwendung auf örtliche Situationen, in Gemeinschaft untereinander und mit dem Sitz des Petrus“, wie wir in der Instruktion über Christliche Freiheit und Befreiung lesen.

Richtung und Ziel sind aufgezeigt: die Fülle Christi im vielfältigen Antlitz der Menschheit eines jeden Zeitalters.

IV. Unterwegs zu einer neuen Sicht der Mission

Wir leben in einer Zeit, die „neue Analysen und neue Synthesen“ fordert, wie uns schon vor 20 Jahren „Gaudium et Spes“ nahelegte. Die Zeichen der Zeit drängen uns immer mehr zu Reflektion und zum Handeln. Die „christlichen Länder“ sind nicht mehr christlich, wenigstens nicht im traditionellen Sinn. Wir leben in einer säkularisierten Zeit, die ganz neue Fragen an die Kirche stellt. Zum Beispiel: Mit wieviel Klerus können wir in 20 Jahren noch rechnen? Mit welchen Kräften sollen dann die Strukturen aufrechterhalten werden, innerhalb deren sich bisher weitgehend das kirchliche Leben abspielte? Welche Fähigkeit werden wir besitzen, neue Formen von Laiendiensten zu schaffen? Wird man dabei den Frauen gleiche Chancen geben wie der fast überall privilegierten Männerwelt? Wie werden die neuen Wege für die ökumenische Zusammenarbeit aussehen? Andererseits haben die sogenannten Missionsländer und die jungen Kirchen aufgehört, es in dem Sinn zu sein, wie diese Ausdrücke bis zum Zweiten Vatikanum verstanden wurden. Ihnen ob-

liegt es jetzt, die Programme der Evangelisierung zu entwerfen. Was die aus anderen Kirchen stammenden Missionare angeht, so müssen sie sich in diese aus der Situation am Ort erwachsenen Programme einfügen und den Prozeß der Inkulturation unterstützen. Unsere Zeit ruft nach einer Missionstätigkeit aus neuem Blickwinkel. Welche Kennzeichen wird sie tragen? Ich beschränke mich darauf, einige wenige vorzulegen.

1. Modell von Kirche und Mission

Beim Kirchenmodell, das bis zum Zweiten Vatikanum vorherrschte, war das Grundmerkmal die Institution. Dank der neuen Ekklesiologie des Konzils begannen andere Modelle Leben und Wirken der Kirche zu bestimmen. Diese theologische Bereicherung hat es uns auch möglich gemacht, eine Vorstellung von Missionstätigkeit zu überwinden, die zu stark mit dem Gedanken der Einpflanzung der Kirche verbunden war. Wir sehen heute, daß sich die Missionstätigkeit weiterreichenden Dimensionen öffnet.

Die Kirche ist Zeichen des Reiches Gottes und steht in seinem Dienst. Aber das Heil wird auch außerhalb ihrer Grenzen wirksam. Letzten Endes ist Gott der Träger der Mission, und die Kirche übernimmt die Aufgabe einer Prophetin seines Reiches. Daher die Wichtigkeit, die wir heute dem Dialog zwischen den Religionen als Weise zuschreiben, das Wirken Gottes in allen religiösen Haltungen der Menschen zu verstehen, sowie die wachsende Aufmerksamkeit, die wir einer Evangelisierung schenken, die sämtliche Dimensionen des Lebens integriert, zumal jene, die mit der sozialen Ordnung und den menschlichen Beziehungen zu tun haben.

Wenn wir von Modellen von Kirche und Mission sprechen, ist heute eines offensichtlich: eine auf Europa konzentrierte Kirche und eine Missionstätigkeit von der Ersten Welt aus zur Dritten hin ist überholt. Die Beteiligung der Dritten Welt an der Mission auf der Grundlage der Gleichheit und nicht der Unterordnung bestimmt eine neue Epoche und fällt zusammen mit dem Heraufkommen einer wirklichen Weltkirche.

2. Die ganze Kirche ist missionarisch

Merkmal der Missionstätigkeit in der Vergangenheit war ihr klerikaler Charakter. Die Evangelisierung stützte sich vorwiegend auf die Orden, den Klerus und den Heiligen Stuhl. Diesem reservierte das Kirchenrecht die gesamte missionarische Planung. Seit dem Konzil beginnen wir zu verstehen, daß die ganze Kirche und alle Einzelkirchen entweder missionarisch sind oder nichts. Wenn wir heute ein mühsames Suchen nach neuen Wegen der Pastoral erleben und sehen, daß die bisher mehr passiven Laien nunmehr mitwirken an einem Kirchenmodell von der Basis her, müssen wir uns nach dem Umfang der Aufgaben fragen, die sie bei der Verkündigung des Evangeliums haben sollen.

Ich nenne ein Beispiel aus Brasilien, das wiederum nur die Frage vergrößert, ohne so recht eine Antwort zu geben, aber es ist ein starker Denkanstoß. Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, den Bischof Luciano Mendez, den Sekretär der Brasilianischen Bischofskonferenz, zu treffen, und er führte mich durch einige Zonen seiner großen Diözese in der Vorstadt von Sao Paulo. Da zeigte er mir auch eine Pfarrei mit ungefähr 50000 Einwohnern, die meisten davon natürlich getaufte Katholiken. Er sagte, diese Pfarrei habe seit Jahren keinen Priester. Es gäbe aber dort einige sehr aktive Basisgemeinschaften und vier Schwesterngruppen, die wiederum Strahlungspunkte für die Umgebung waren. Ich fragte ihn: „Warum ist die Pfarrei ohne Priester?“ – „Ja“, sagte er, „das ist so entstanden: Die Leute waren sehr aktiv, aber gerade wegen dieses Aufbrechens von unten her waren sie sich sehr bewußt, daß sie eigentlich auch einen Priester brauchten, und so kamen sie und baten um einen. So hatte ich ihnen eine Gruppe europäischer Missionare gegeben. Aber sehr bald kamen Abordnungen der Laien zu mir. Sie beklagten sich: ‚Wir verstehen nicht mehr, welche Art von Kirche dies jetzt ist. Unsere Initiativen werden beschnitten, die drei von Europa wissen alles besser als wir; so geht es nicht weiter, wir werden mutlos.‘“ Der Bischof erzählte mir: „Ich habe die drei gerufen und ihnen erzählt, daß die brasilianische Kirche anders funktioniert als die europäische. Sie haben es dann nochmal versucht, aber nach kurzer Zeit lief das Ganze eindeutig wieder fest. So habe ich sie wieder nach Europa zurückgeschickt. Heute ist diese Pfarrei ohne ständige Priester; natürlich kommen sie an Sonntagen zu Besuch, um zu helfen. Es ist wieder neues Leben da und ich freue mich über diesen Wechsel.“ Frage: In Europa gibt es das in dieser Form noch nicht. Aber vielleicht sind wir morgen auch so weit. Ich glaube, es ist wichtig, daß wir immer mehr darüber nachdenken: Was ist die Rolle des Laien in der Kirche, wieviel Klerus brauchen wir, usw.

Wenn die ganze Kirche missionarisch ist, sind wir dann bereit, den Christen der jungen Kirchen die Möglichkeit einzuräumen, auch unter uns ihren missionarischen Auftrag zu erfüllen? Oder empfinden wir es als für uns unzumutbar, ihnen Aufgaben und führende Stellungen zu übertragen – nicht bloß im Vatikan (wo es ja zum Teil schon verwirklicht ist), sondern auch hier in Deutschland und in den anderen europäischen Teilkirchen?

Ein weiteres Beispiel: In der Steyler Missionsgesellschaft gibt es etwa 90 philippinische Missionare außerhalb der Philippinen. Sie arbeiten in Asien, Ozeanien, Afrika und Lateinamerika. Fast überall kommen sie sehr gut an, zum Teil besser als die europäischen Missionare. Sie wissen sich als Subjekt der Kirche, als Arme, die von ihrer Armut her andere bereichern können, Arme im Geiste. Auch in Lateinamerika kommen sie an, in fast allen Ländern, außer vor allem in Argentinien. Und nach langen Überlegungen im Generalat sind wir zu dem Schluß gekommen: Argentinien ist ein typisches europäisches Land. Dort hat man ein stärkeres Überlegenheitsgefühl, man ist paternalistisch, und der junge Missionar aus den Philippinen spürt das, er fühlt sich nicht wohl, er fühlt sich bevormundet, nicht nur vom Klerus, sondern auch von den Gläubigen. Sie nehmen ihn nicht für voll, nicht ernst. Als wir

im Generalat daran dachten, auch einige junge Filipinos in Europa einzusetzen, hat der Filipino im Rat sich geweigert. Er sagte: „Man kann den einen oder anderen zwar vorsichtig auswählen. Aber ihr seid zu stolz, zu überlegen, zu kompliziert.“ Wir wollen und sollen lernen, empfangen aus der Dritten Welt. Wir müssen uns zuerst ändern, das wollte ich damit sagen. Es ist nicht einfach, wir sind uns dessen gar nicht so richtig bewußt.

3. Eigenständigkeit der jungen Kirchen

Sollten wir nicht mehr alle Anstrengungen in Wort und Tat unterstützen, die in den jungen Kirchen sich um größere Eigenständigkeit und um ein einheitliches Antlitz ihres Glaubens bemühen? Wir sollten den Mut haben, darauf zu drängen, all die schönen Texte aus dem Konzil und den späteren offiziellen Verlautbarungen nicht wie Knochengerippe in der Wüste dürrer Spekulation liegen zu lassen, sondern sie im Namen Gottes unter Führung des Geistes Gottes mit Fleisch und Leben zu umgeben! (Vgl. Ezechiel)

4. Weniger materielle Strukturen

Wir sollten uns ferner Gedanken machen über eine Mission, die weniger zu tun hat mit materiellen Strukturen und Projekten, die viel Geld erfordern. Heute müssen wir sie mehr in organischer Verbindung mit dem gewöhnlichen Leben der Menschen sehen. Ich frage mich, ob wir nicht mehr Energien und Mittel in einfachere Formen der Evangelisierung investieren und ein Modell von Mission entwickeln sollten, das weniger vom Geld abhängt, das ja im allgemeinen von auswärts kommt. Es wäre eine Mission mit ärmeren Mitteln, die die Evangelisierung zugleich in die Reichweite der Armen und ihrer Fähigkeit zur Mitarbeit bringen würde.

5. Dienst am Menschen

Die Kirche steht im Dienst der Menschen. Aber auch viele andere vertreten das gleiche Ideal und setzen sich ganz dafür ein. Darum sollten wir nach einem Zusammenklang all dieser Bemühungen streben. In der Vergangenheit hat sich die Mission oft rivalisierend oder sogar feindlich verhalten und sich als Unternehmen gegen die Heiden verstanden. Nationale Monopole, Ausschließlichkeitsansprüche von Missionsinstituten, Mißtrauen unter den Gruppen usw. haben lange Zeit die Missionsszene beherrscht. So empfinden wir die Dringlichkeit einer Mission, die auf eine Vereinigung der Kräfte hinzielt und Isolierungen überwindet durch Solidarität und Gemeinsamkeit, die nicht nach Unabhängigkeit strebt, sondern nach gegenseitiger Abhängigkeit, nicht nach Herrschaft, sondern nach Dienendürfen. Und wenn die Notwendigkeit des Ökumenismus sich zuerst in der Mission ergab, dann deswegen, weil nur die Einheit in der Evangelisierung glaubwürdig macht.

6. Hunger nach dem Worte Gottes

Überall, vor allem in der Dritten Welt, verspüren wir einen großen Hunger nach dem Worte Gottes. Tun wir genügend, um die Ausbreitung des Wortes in der katholischen Kirche zu fördern? Die Synodenväter haben vor einigen Monaten gesagt, daß die Konstitution „Dei Verbum“ wenig Erfolg gehabt hat, wenig beachtet wurde. Das Wort Gottes wird ausgesät und schafft Gemeinschaft. Die Evangelischen wissen das viel besser. Wir sollten von ihnen lernen. Wir sprechen von Wort und Sakrament. Und zum Sakrament gehört das Wort, das Wort ist so wichtig. Wir glauben es, die Nähe des Verbum ist klar – aber wir handeln nicht danach.

7. Christus muß in uns lebendig werden

Christus selber muß in uns lebendig werden, er muß uns näher kommen durch ein Leben aus dem Glauben, er muß uns begeistern, sein Geist muß uns führen, dann strahlt unser Leben aus und dann haben unsere Worte Gewicht und werden auch angenommen.

Schluß

Als Joseph Schmidlin in der ersten Nummer der Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft die Frage stellte: „Was wollen wir?“, äußerte er seine Sorge über die geringe Aufmerksamkeit, die die Missionswissenschaft im katholischen Raume fand. Er sagte, das hänge weithin mit dem eigenartigen Verhältnis zusammen, in dem Mission und Theologie zueinander stünden. Er verglich die Mission mit einer armen Verwandten, die sich eines Tages im vornehmen Salon ihrer reichen Verwandten vorstellen und diese beschämen würde. Ich glaube, nach 75 Jahren hat die reiche Verwandte gelernt, daß ihr Salon keine Daseinsberechtigung hat, wenn sie nicht einen Ehrenplatz gerade für die Armen bereithält, unter denen die Missionstätigkeit heute mit Vorzug stattfindet.